

Karl Ludwig Schmidt 1891-1956

Autor(en): **Cullmann, Oscar**

Objektyp: **Obituary**

Zeitschrift: **Theologische Zeitschrift**

Band (Jahr): **12 (1956)**

Heft 1

PDF erstellt am: **08.08.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Prof. Dr. Karl Ludwig Schmidt

Gründer der Theologischen Zeitschrift

gestorben am 10. Januar 1956

Karl Ludwig Schmidt

1891—1956.

*Ansprache, gehalten beim Begräbnis in Basel
am 13. Januar 1956.*

Seit mehr als drei Jahren hat Karl Ludwig Schmidt zwar keine Vorlesungen mehr halten können, und seither ist auch keine Veröffentlichung mehr aus seiner rührigen Feder erschienen. Trotzdem hat die Nachricht von seinem Tode, die uns vor einigen Tagen erreicht hat, auf die Kollegen unserer Universität und alle Fachgelehrten in der Welt nicht etwa bloß wie eine Bestätigung der schon vollendeten Tatsache seines Abtretens aus unserm Arbeitsbereich gewirkt, als hätten wir uns mit ihr schon abgefunden, sondern wir empfanden seinen Tod doch als einen harten Schlag für die Universität und die Theologie. Denn die Epoche der neutestamentlichen Wissenschaft, die er so kraftvoll vertreten hat, schien uns so lange nicht vergangen, als er immerhin noch als Lebender unter uns weilte, wenn auch in einer Weise am Schaffen behindert, die uns um so mehr schmerzte, als sie zu dem so vitalen, tätigen Manne so gar nicht zu passen schien. Wir glauben und hoffen auch jetzt, daß diese Epoche der neutestamentlichen Forschung nicht einfach entschwunden ist. Und doch ist uns heute, wo wir K. L. Schmidts sterbliche Reste zum Grabe geleiten, als werde sie mit dem Tode eines ihrer Hauptvertreter schon fast zur Vergangenheit.

Für diese so stark von K. L. Schmidt geprägte Epoche ist kennzeichnend, daß, die ihr angehören, einerseits in der Blütezeit der *historisch-kritischen Bibelwissenschaft* aufgewachsen sind, mit Begeisterung ihre positiven Errungenschaften für immer aufgenommen haben und von dorther ein für allemal alle literarischen, historischen und religionsgeschichtlichen Forschungsmethoden ohne Kompromiß auf die Erklärung des

Neuen Testaments angewandt wissen wollen; anderseits jedoch lehnen sie ebenso entschieden die gleichzeitig in jener Blütezeit vorherrschende Beurteilung der neutestamentlichen Texte mittels *vorgefaßter philosophischer* und dem neutestamentlichen Denken *fremder Voraussetzungen* ab, insofern diese die Exegese durch die im voraus feststehende, damals beliebte Weltanschauung beeinflußten. Nicht irgendeine Philosophie, sondern nur der Glaube der ersten Christen kann als Voraussetzung dessen in Betracht kommen, was diese in ihren Schriften ausdrücken wollten.

Wie ernst es K. L. Schmidt mit der kompromißlosen Anwendung der historisch-kritischen Methode war, zeigt sein Eros für die rein philologische Arbeitsweise, den er von seinen eigenen Lehrern übernommen hat, obwohl er nun zu andern theologischen Ergebnissen als sie gelangte; ferner der lebendige Kontakt, den er überall und besonders an unserer Basler Universität mit den Kollegen der philosophischen Fakultät gesucht und gepflegt hat. Gern hat er sich bei ihnen Rat geholt, und anderseits wußte er selbst durch seine philologischen Beiträge ihre Achtung zu gewinnen. An Schülern, die aus völligem Mißverständnis dessen, was er erstrebte, naiverweise ihm damit zu imponieren meinten, daß sie die philologischen Methoden der älteren Generation glaubten verachten zu können, hat er nie Freude gehabt, und er wußte sie sehr bestimmt eines Bessern zu belehren.

Aber auf der andern Seite fand er auch keinen Gefallen an den neuesten Entwicklungen der neutestamentlichen Wissenschaft der letzten Jahre, deren Vertreter, obwohl in der Mehrzahl nicht mehr in der klassischen Zeit der Bibelkritik aufgewachsen, sich zwar um die Anwendung ihrer Prinzipien bemühen, aber nun das andere Anliegen der mit dem Namen K. L. Schmidts verbundenen Epoche mißachten, indem sie die Exegese doch wiederum mit philosophischen Voraussetzungen belasten, die zwar von jenen des klassischen Liberalismus verschieden sind, dafür den heute herrschenden philosophischen Modeströmungen entgegenkommen, aber dem urchristlichen Denken ebenso fremd sind, wie es jene waren.

Die beiden entgegengesetzten wissenschaftlichen Haltungen, Mißachtung der philologischen Methode einerseits, Belastung

der Exegese mit philosophischen Urteilen andererseits, widersprechen gleichermaßen K. L. Schmidts Absicht.

Das doppelte Anliegen, philologisch-historische Behandlung der Texte und Erschließung ihres theologischen Gehalts unter Absehung von allen von außen an den Text herangetragenen Vorurteilen, ist ja das, was ihn zu einem der eminentesten Begründer der sogenannten *formgeschichtlichen* Erforschung der Evangelien gemacht hat. Die Arbeit, die in dieser Hinsicht schulebildend gewirkt hat, ist seine 1919 erschienene Habilitationsschrift über den «Rahmen der Geschichte Jesu». Sie ist aus Übungen hervorgegangen, die er als ganz junger Assistent am neutestamentlichen Seminar seines Lehrers Adolf Deißmann in Berlin vor 1914 gehalten hatte. Er sucht hier aufzuzeigen, daß der äußere geographische und chronologische Rahmen der Geschichte Jesu, abgesehen von der Leidensgeschichte, nicht auf älterer mündlicher Überlieferung beruht, da diese, wie alle mündliche Tradition, nur Einzelstücke weitergegeben hat, in diesem Falle Einzelszenen aus dem Leben Jesu und einzelne Worte, während erst die Evangelisten, ein jeder auf seine Weise, die oft nur lose Verbindung zwischen ihnen geschaffen haben. Damit war der Weg frei zu einer Betrachtungsweise der Evangelien, die an Hand der synoptischen Vergleichung über die geschriebenen Evangelien hinausgeht und in einer Weise, die in der Gunkelschen alttestamentlichen Gattungsforschung eine Parallele hat, die *mündliche* Tradition über das Leben Jesu, vor allem die theologischen und urkirchlichen Motive untersucht, die zur Fixierung dieser Evangelienüberlieferung geführt haben. Von hier aus erscheinen die Evangelien nicht mehr als historisch-biographische Schriften, sondern sie gehören gattungsgeschichtlich in die sogenannte Kleinliteratur, deren eigentliche Verfasser Kollektivitäten sind — in unserm Falle die ganze Urgemeinde —, während die Evangelisten nur noch als Sammler einer weitgehend fixierten mündlichen Tradition in Betracht kommen. Dies hat K. L. Schmidt weiter in seinem vielbeachteten Aufsatz über «Die Stellung der Evangelien in der allgemeinen Literaturgeschichte» (Gunkel-Festschrift 1923, II), ferner in seinem Jesus-Artikel in der 2. Auflage der R. G. G., 1925, klar aufgezeigt.

Die Evangelien sind nicht Biographien, sondern Glaubens-

zeugnisse und können daher nur dann richtig verstanden werden, wenn sie von diesem Glauben der Urgemeinde aus erklärt werden. Mit dieser Erkenntnis wurde zugleich Albert Schweitzers negatives Urteil über die sogenannte Leben-Jesu-Forschung bestätigt, aber über Schweitzer hinaus am *Wesen* der Evangelien gezeigt, *warum* alle jene Versuche damit enden mußten, daß jede Zeit gewaltsam ihre eigene Anschauung in das Jesusbild der Evangelien einlegte, solange man sich nicht ernstlich darum bemühte, auf den urgemeindlichen Christusglauben als den eigentlichen Schöpfer der Evangelientradition zurückzugehen und diesen nicht nur negativ als Anlaß zur Entstellung der historischen Wirklichkeit anzusehen, sondern *positiv zur Erschließung dieser Wirklichkeit* zu erfassen.

Damit trat K. L. Schmidt in eine Front mit Martin Dibelius und Rudolf Bultmann, von denen heute nur noch der Letztgenannte am Leben ist. Daß er damals mit R. Bultmann zusammen eine Schule bildete, könnte einen von der spätern Entwicklung des Bultmannschen Denkens aus wundernehmen. Denn diese, die in den letzten Jahren so viel hat von sich reden machen, hat K. L. Schmidt ja ganz und gar abgelehnt. Das ursprüngliche Zusammengehen erklärt sich aber daraus, daß Bultmanns eigene Position damals, als er seine Geschichte der synoptischen Tradition schrieb, zwar bereits Keime ihrer Weiterbildung enthielt, aber derjenigen K. L. Schmidts insofern noch nahe kam, als er den urgemeindlichen Glauben, den er wie K. L. Schmidt hinter der Evangelientradition zu ergründen suchte, noch nicht von der modernen Existenzphilosophie aus deutete.

In der Formgeschichte haben sich ja überhaupt recht verschiedene Strömungen zusammengefunden. K. L. Schmidt kam es in der Folgezeit hauptsächlich auf die positive Aufgabe an, jenen Glauben der Urgemeinde auf Grund philologischer Forschung wirklich nur aus dem Neuen Testament heraus darzustellen, vor allem aber dem *Problem der Kirche* im Neuen Testament nachzugehen. Neben kleineren Einzelstudien über «Amt und Ämter» (Revue d'Histoire et de Philos. rel. 1937) ist hier besonders sein Aufsatz über die «Kirche des Urchristentums» in der Festgabe für A. Deißmann (1927) zu nennen. Leider ist er nie dazu gekommen, eine zusammenhängende neutestamentliche Theologie zu schreiben. Die hervorragenden

Artikel, die er im Kittelschen «*Theologischen Wörterbuch zum Neuen Testament*», vor allem über βασιλεία τοῦ θεοῦ und ἐκκλησία verfaßt hat, zeigen zugleich seine analytische Gründlichkeit und seine freilich immer etwas zurückhaltende Befähigung zur Synthese. Die Mitarbeit an dem großen Unternehmen dieses heute noch nicht abgeschlossenen Wörterbuchs lag ihm besonders am Herzen. Denn dessen Eigenart entspricht ganz und gar K. L. Schmidts doppeltem Interesse für streng philologische Kleinarbeit und ebenso streng theologische Zielsetzung. Daher traf es ihn ganz besonders hart, als der Verlag auf nationalsozialistischen Druck hin und unter Bruch des bestehenden Vertrags ihm, der nach seiner Vertreibung aus Deutschland inzwischen Lehrstuhlinhaber unserer Basler Universität geworden und 1939 aus dem deutschen Staatsverband ausgebürgert worden war, die weitere Mitarbeit untersagte.

Der von ihm für dieses Werk bereits vorbereitete Artikel über den Begriff der «Polis» konnte dann für das Rektoratsprogramm unserer Universität von 1939 unter dem Titel «Polis in Kirche und Welt» Verwendung finden.

Wohl hat K. L. Schmidts eigenes Lebensschicksal sein besonderes Interesse immer wieder auf den Problemkreis *Urkirche und Staat* gelenkt. Ihm hatte auch schon die an unserer Universität 1936 gehaltene Antrittsvorlesung über «das Gegenüber von Kirche und Staat in der Gemeinde des Neuen Testaments» gegolten (Theol. Blätter 1937). Aber immer hat er sich bemüht, auch in der Behandlung aktueller Fragen streng philologisch nur das wiederzugeben, was er als die neutestamentliche Auffassung erkannt hatte, nach der die ersten Christen sich als «Fremdlinge und Beisassen auf Erden» ansahen und von da aus die Beziehung zum irdischen Staat suchten.

Ein anderes aktuelles Problem behandelte er in der gleichen Weise in seiner Arbeit über «Die Judenfrage im Lichte der Kap. 9—11 des Römerbriefs» (1943).

Ohne den ständigen *Kontakt mit dem Leben*, dem Leben der Kirche, der Universität, der Welt, läßt sich K. L. Schmidts Arbeit am Neuen Testament nicht denken. Vor dem zweiten Weltkrieg hat er, der an mehreren deutschen Universitäten doziert hatte, 1918 als P. D. in Berlin, 1921 als Ordinarius in Gießen, 1925 in Jena, 1929 in Bonn, wo er schon mit seinen späteren

Basler Kollegen Karl Barth und Fritz Lieb zusammenarbeitete, das theologische Leben in Deutschland und weit über Deutschlands Grenzen hinaus beeinflusst, vor allem als *Schriftleiter der «Theologischen Blätter»*, die er seit ihrer Gründung im Jahre 1922 bis 1937 redigierte. Er war der geborene wissenschaftliche Redaktor, nicht nur wegen seiner organisatorischen Gründlichkeit, die er in Selbstironie Freunden gegenüber wohl als Pedanterie bezeichnete (wie konnte er sich etwa über Druckfehler ärgern!), sondern vor allem auch wegen seiner Aufgeschlossenheit und seiner Fähigkeit, überallhin Beziehungen anzuknüpfen, nicht zuletzt wegen seines Mutes, Unpassendes zurückzuweisen. Es soll nicht verschwiegen werden, daß er an der Polemik als solcher Freude hatte. Er war eine Kampfesnatur. Mochte es uns als seinen Freunden auch manchmal scheinen, daß er dabei auch Dingen, denen wir nicht die gleiche Wichtigkeit wie er beimessen konnten, eine übertriebene Aufmerksamkeit zuwandte, so werden wir darüber hinwegsehen, wenn wir bedenken, daß er, wie kaum einer, den Mut zur Polemik dort aufbrachte, wo vom Evangelium her gerade für einen Neutestamentler *Pflicht* zur Polemik bestand, als er dem nationalsozialistischen Ansinnen Widerstand leistete und für diejenige Wertung des Staates eintrat, die allein mit dem Neuen Testament vereinbar ist, und dies in einer Zeit, wo Opferbereitschaft dazu gehörte. Das wollen wir nicht vergessen, wenn wir von seiner Kampfesnatur sprechen, und wir werden ihm stets dafür dankbar sein, daß er im Einklang mit seiner Arbeit am Neuen Testament auch ein lebendiges Bekenntnis abgelegt hat.

Nach seiner Vertreibung im Jahre 1933 fand er in der Schweiz eine Zuflucht, die für ihn zugleich zur zweiten Heimat wurde, und 1935 fand er in *Basel* an unserer Universität als Nachfolger von Karl Goetz auf dem Lehrstuhl für neutestamentliche Wissenschaft ein Wirkungsfeld, das ganz seinem ökumenisch ausgerichteten Wesen entsprach. Hier fand er nicht nur eine humanistische Tradition vor, die seinen philologischen Bestrebungen entgegenkam, sondern hier konnte er mit seinen früheren Bonner und seinen neuen Kollegen und in enger Verbindung mit der Schweizerischen Reformierten Kirche in den entscheidenden Jahren vor, während und nach dem zweiten Weltkrieg in einem theologischen Zentrum in einer

Weise arbeiten, die in dieser Zeit für die kirchliche und theologische Welt etwas zu bedeuten hatte.

Die Beziehungen, die er bereits früh zum Ausland gepflegt hatte — zu denken ist neben anderm an seine Kopenhagener Vorträge, die dann auf französisch in der «Revue d'Histoire et de Philosophie religieuses» 1938 unter dem Titel «Le problème du christianisme primitif» erschienen sind —, konnte er von hier aus weiter ausbauen.

Der Rahmen unserer Basler Universität sagte ihm so zu, daß er nie auch nur den geringsten Zweifel daran aufkommen ließ, daß er an keine andere Universität mehr übersiedeln würde. Als mehrmaliger Dekan unserer Fakultät und Mitglied verschiedener akademischer Körperschaften hat er seine hohen organisatorischen Fähigkeiten in den Dienst unserer Universität gestellt. Mit besonderer Liebe hat er sein Interesse unseren *Volkshochschulkursen* geschenkt, und da sei besonders an seine Vorlesungen über die Johannesapokalypse erinnert, aus denen dann auch Radiovorträge hervorgingen, die 1944 im Druck erschienen sind. Seine große Leutseligkeit, die Beziehungen zu nicht akademisch gebildeten, einfachen Leuten aus dem Volk, die er geradezu aufsuchte, kamen ihm hier zugute. Um zu verstehen, daß ihm diese Tätigkeit ein Bedürfnis war, muß man ihn etwa im Riehener Tram gesehen haben, wenn er zur Universität fuhr, wie er da stets Bekannte fand und gesellig mit ihnen plauderte.

Ich habe schon erwähnt, wie er mit den Kollegen *anderer Fakultäten* ins Gespräch zu kommen suchte. Den Basler Kollegen aller Fakultäten, die zur gleichen Stunde wie er zu lesen hatten, wird das Bild unvergeßlich bleiben, wie er auf dem Sofa unseres Dozentenimmers am Petersplatz zwischen den Vorlesungen meistens den Mittelpunkt einer Gesprächsgruppe bildete und in seiner lebendigen, humorvollen Art Anekdoten mit wissenschaftlichen Fragen zu verbinden wußte.

Im gleichen Zusammenhang seiner Beziehungen zu Nichttheologen ist auch seine Zugehörigkeit zu dem regelmäßig in Ascona um C. G. Jung versammelten *Eranos-Kreis* zu erwähnen. Es lag ihm viel daran. Im Eranos-Jahrbuch der Jahre 1946/50 finden sich K. L. Schmidts Beiträge über das «Pneuma hagon als Person und als Charisma» (1946), über «Homo

imago Dei im Alten und Neuen Testament» (1948), über «Jerusalem als Urbild und Abbild» (1950). Hier weiß K. L. Schmidt zu Akademikern, die nicht Theologen sind, zu reden, ohne die Theologie durch unsachgemäße Anpassung zu verraten. Das gleiche gilt auch von seinen Basler «Akademischen Vorträgen», aus denen spätere Veröffentlichungen hervorgegangen sind, diejenige über «Die kanonischen und apokryphen Evangelien und Apostelgeschichten» (1944) und diejenige über «Luzifer» (1951).

Aber er wußte nicht nur als einer, der als Theologe zur Kirche gehört, zu Außenstehenden zu sprechen. Andererseits hat er es auch als seine Aufgabe angesehen, als akademischer Lehrer bei kirchlichen Anlässen zur Kirche zu reden.

Ein besonderes Verdienst um die theologische Forschung und das internationale Ansehen unserer Theologischen Fakultät hat er sich nach Beendigung des letzten Krieges als Hauptredaktor der von der Fakultät seit 1945 herausgegebenen «*Theologischen Zeitschrift*» erworben. Seiner mit großer Hingabe und Liebe verrichteten Tätigkeit ist es zu verdanken, wenn sie sich rasch in allen Teilen der Welt verbreitet hat und heute wegen ihrer Vielseitigkeit überall geschätzt wird und Mitarbeiter aus den verschiedensten Ländern gruppiert. Es war ein besonderes Glück, daß K. L. Schmidt so seine schon erwähnten großen Fähigkeiten auch auf dem Gebiet der Schriftleitung in den Dienst unserer Universität stellen konnte.

18 Jahre lang hat er an der Basler Universität gewirkt, bis er 1953 krankheitshalber zurücktreten mußte, ohne in seiner vitalen Art die Hoffnung aufzugeben, vielleicht doch noch einmal seine Vorlesungen aufnehmen zu können. Mitten in der Arbeit, während einer Seminarsitzung, hatte ihn das Leiden befallen, das ihn für immer — nach menschlichem Ermessen vorzeitig — der wissenschaftlichen und akademischen Tätigkeit entrissen hat. Seine in der ganzen Welt zerstreuten Schüler, die jetzt Pfarrer oder Professoren sind, werden den immer hilfsbereiten Lehrer nicht vergessen, so wie seine Kollegen den guten, heitern Freund nicht vergessen werden.

Es hat für ihn wie für Basel etwas bedeutet, daß er in dieser irdischen Polis in entscheidenden Jahren ihrer langen Geschichte ein so fruchtbares Arbeitsfeld gefunden hat, auf dem

es ihm ermöglicht wurde, bei aller Lebensbejahung doch für jenes andere «*politeuma*» zu wirken, das nach den von ihm in Vorlesungen und Veröffentlichungen so oft und so gern zitierten Stellen aus dem Philipper- und dem Epheserbrief «in den Himmeln» ist (Phil. 3, 20), und in dem wir «nicht mehr Fremdlinge und Beisassen sind, sondern Mitbürger der Heiligen und Gottes Hausgenossen» (Eph. 2, 19).

Basel.

Oscar Cullmann.